

Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung

Band 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung

Band 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart

Elke Kleinau, Dr. phil., habilitierte sich 1994 und ist seitdem Privatdozentin an der Universität Bielefeld; z.Zt. hat sie eine Vertretungsprofessur für Allgemeine Pädagogik an der Universität Bielefeld inne.

Claudia Opitz, Dr. phil., ist seit 1994 Professorin für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Basel; zuvor lehrte sie seit 1991 an der Universität Hamburg.

Elke Kleinau, Claudia Opitz (Hg.)

Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung

Band 1
Vom Mittelalter bis zur Aufklärung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Die Deutsche Bibliothek – CIP- Einheitsaufnahme

Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung / Elke
Kleinau/Claudia Opitz (Hg.). – Frankfurt (Main) ; New York :
Campus Verlag
ISBN 3-593-35433-0
NE: Kleinau, Elke [Hrsg.]

Bd. 1. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. – 1996
ISBN 3-593-35412-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 1996 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen

Umschlagabbildung: Johannes Vermeer, Briefeschreibendes Mädchen,

Foto: Richard Carafelli, © National Gallery of Art, Washington

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck: Druckhaus »Thomas Müntzer« GmbH, Bad Langensalza/Thüringen

Bindung: IVB, Heppenheim

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

I

»DARUMB LIEBEN TOECHTER / SEYT NICHT ZU GAR FÜRWITZIG ...«

DEUTSCHSPRACHIGE MORALISCH-DIDAKTISCHE
LITERATUR DES 13.-15. JAHRHUNDERTS

Ingrid Bennewitz

Zu jenen charakteristischen Eigenarten und unabdingbaren Konstituenten der mittelalterlichen Literatur, die durchaus dazu angetan sind, bei modernen LeserInnen das Gefühl der Distanz, ja der kulturellen Fremdheit auszulösen, zählt neben ihrer Einbindung in das – im literalen Sinn – allumfassende Konzept einer christlichen Heilsgeschichte ihre grundsätzliche Nähe zur Didaxe. Dies gilt schon für die weltliche ›fiktionale‹ Literatur des Mittelalters, umso mehr aber noch für die ihrem Selbstverständnis zufolge explizit moralisch-didaktisch intendierten Texte – Texte, die sich in der zeitgenössischen (spät)mittelalterlichen Rezeption jedenfalls großer Beliebtheit und Bekanntheit erfreut haben dürften, wenn die Anzahl der sie überliefernden Handschriften und der Rezeptionszeugnisse als Maßstab herangezogen werden. Hier besteht zweifelsohne ein Zusammenhang mit der Kommunikations-Situation und -Funktion der mittelalterlichen Literatur, die sich von jener des 19. und 20. Jahrhunderts grundsätzlich unterscheidet: Angesiedelt im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ist mittelalterliche Literatur stets auch Medium zur erstmaligen Formulierung theologischer und wissenschaftlicher Inhalte in deutscher Sprache sowie Mittel zur Ausbildung und Einforderung feudaladeliger Gemeinschaftsideale. Zu diesen zählen auch Vorstellungen über »richtiges« und »falsches« Verhalten in der allein maßgeblichen Öffentlichkeit des Hofes, der als (fiktive) normenbildende und -durchsetzende Instanz in allen normativen Diskursen erscheint und von dem die ›Privatheit‹ des individuellen Lebens *ze holze*, das sich der öffentlichen Kontrolle entzieht, negativ abgesetzt wird:¹ »Wer nicht zur Kenntnis nimmt, was er beobachtet, und dadurch nicht zu besseren Lebens- und Umgangsformen gelangt, dem könnte es gleichgültig sein, ob er dort im Wald lebt oder hier am Hof ...«²

Wenn ich im folgenden jene moralisch-didaktischen Texte des 12. bis 15. Jahrhunderts vorzustellen versuche, die sich im besonderen an Frauen und Mädchen richten, so bedarf es dafür einiger grundsätzlicher Vorbemerkungen:

1. Um die oben angerissene Sonderstellung mittelalterlicher Literatur und ihr Anderssein nicht in unzulässiger Form anachronistisch zu vereinnahmen, behalte ich den Terminus der (moralisch-)didaktischen Literatur bei und spreche bewußt nicht von »Mädchenerziehungsliteratur«.³
2. Ich konzentriere mich im folgenden auf jene Werke, die im engeren Sinn als moralisch-didaktisch intendierte gelten, und folge in meiner Auswahl durchaus dem traditionellen Kanon. Daß dabei sowohl die geistliche wie die ›höfische‹ weltliche Literatur des gleichen Zeitraums nur am Rande gestreift werden, hängt in erster Linie mit der räumlichen und inhaltlichen Begrenzung dieses Beitrags zusammen. Umso wichtiger ist mir deshalb die Erinnerung daran, daß die in der Folge vorgestellten Positionen keineswegs die einzigen Äußerungen zu diesem Thema darstellen und daß sie nicht unwidersprochen bleiben. Das ›Frauenbild‹ und damit auch die an Mädchen und Frauen adressierten Erwartungshaltungen hinsichtlich ihres Verhaltens sind durchaus abhängig von den (innerliterarischen) Bedingungen jener Textsorte und jener literarischen Gattung, in der sie geäußert werden. – Ebenso bedarf es des Hinweises darauf, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen keineswegs in jedem Fall feinsäuberlich zu ziehen sind. So wie in der weltlichen höfischen Literatur neben jenen unterschwellig didaktischen Intentionen, die zwischen den Versen mitzulesen (ursprünglich wohl: mitzuhören) sind, immer wieder längere Passagen mit überwiegend didaktischem Gehalt anzutreffen sind, kann umgekehrt auch die moralisch-didaktische Literatur über weite Strecken mit ›fiktionalen‹ Texten durchsetzt sein, wie sich am Beispiel des *Ritters vom Thurn* zeigt.
3. Für die hier behandelten Werke gilt, daß sie von Männern verfaßt wurden, und zwar für ein im wesentlichen wohl aus Männern *und* Frauen bestehendes Publikum. Allenfalls für die »Winsbeckin« ist eine weibliche Autorenschaft diskutiert worden, freilich ohne daß dafür irgendwelche außerliterarischen Belege angeführt werden könnten. Es fehlt also für den deutschen Sprachraum in dieser Zeit die Möglichkeit der vergleichenden Doppelperspektive, eines ›männlichen‹ *und* ›weiblichen‹ Blicks, wie sie etwa in der französischen Literatur durch eine Autorin wie Christine de Pizan zumindest ansatzweise gegeben ist. Zu berücksichtigen ist aber, daß Frauen als Rezipientinnen und Mäzenatinnen von Literatur nicht nur, aber ganz besonders auch im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit eine privilegierte Stellung innehatten.⁴

4. Die (spät)mittelalterliche didaktische Literatur zeigt ein bewußtes »gendering«, und zwar in doppelter Hinsicht: So gibt es einerseits durchaus eine Tendenz zur geschlechtsspezifischen Adressierung, wie sich am Fall des »Winsbecken« bzw. der »Winsbeckin« zeigen läßt (zwei Lehrgespräche zwischen Vater und Sohn bzw. Mutter und Tochter, s. u.). Ähnliches gilt auch für den *Ritter vom Thurn*. Hier erwähnt der Erzähler im Vorwort ein zweites, seinen Söhnen gewidmetes Werk, das er angeblich parallel zu diesem Lehrbuch für seine beiden Töchter verfaßt habe.⁵ – Andererseits aber macht der überwiegende Teil der hier behandelten Werke und speziell die besonders repräsentativen Vertreter wie Thomasins *Wälscher Gast* oder Hugos von Trimberg *Renner* deutlich, daß diese Literatur im wesentlichen nur *ein* Geschlecht kennt – das weibliche: Die Norm, das Männliche, wird hingegen offensichtlich nicht als sexuell bestimmt empfunden.⁶ Als Adressat gilt implizit das rechts- und wehrfähige Subjekt, das definiert wird über seine Zuordnung zu den »driu leben: gebûre, ritter und pffaffen« (Freidank 27,1) und das dem kontextuellen Verständnis zufolge männlich ist, ohne daß die Kategorie des Geschlechts zum Thema erhoben werden müßte:

Swelich man gerne seit
eins andern vrümkeit,
der sol sich vlîzen des vil hart
 das *er* kome in sîne vart,
 wan sich *ein ieglicher* vlîzen sol
 daz man von *im* ouch spreche wol.
 man sol von vrumen liuten lesen
 unde sol doch gerner selbe wesen
ein biderbe man ...« (*Wälscher Gast*, v. 7 ff.; Kursivierung von mir, I. B.)⁷

Die didaktische Dichtung des 12. bis 15. Jahrhunderts bedient sich im wesentlichen der Formen des Spruchs⁸ und des Traktats (im vierhebigen Reimpaarvers, der typischen Form des höfischen Romans).⁹ Zu den ersten Beispielen der feudaladeligen Erziehungslehren zählen die nur in Fragmenten erhaltene *Rittersitte* und ein Lehrgedicht des Geistlichen Wernher von Elmendorf (nach dem *Moralium dogma philosophorum* des Wilhelm von Conches), das in Form eines Florilegiums aus antiken Schriftstellern und Exempeln aus der antiken Historie das Verhältnis von »honestum« und »bonum« behandelt. – Ganz besonderer Beliebtheit aber scheinen sich jene Werke erfreut zu haben, die sich mehr oder weniger ausschließlich dem Thema der Minneunterweisung widmen: Zu ihnen zählen der *Heimliche Bote* (1170-1200?), *Diu mâze* (um 1300?), das *Büchlein* Hartmanns von Aue (ca. 1168-1210), die *Frauenehre* des Stricker (gest. um 1250) oder Ulrichs von Liechtenstein (ca. 1200-1275) *Frau-*

enbuch. Sowohl Hartmann als auch Ulrich bedienen sich dabei der Gattung des Streitgesprächs: Zeigt das *Büchlein* den Konflikt zwischen Körper und Herz des (männlichen) Liebenden, so verhandeln in Ulrichs *Frauenbuch* Ritter und Dame die Ursachen für die Preisgabe der höfischen Minnekultur.

»WINSBECKE« UND »WINSBECKIN«

Die Dialogform kennzeichnet auch jene beiden Lehrgedichte, die ganz offensichtlich als Gegenstücke – quasi für männliche und weibliche Rezipienten – konzipiert wurden: den »Winsbecken« bzw. die »Winsbeckin«. Vermutlich im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts entstanden und in sechs bzw. vier Handschriften vollständig erhalten, darunter die berühmte *Große Heidelberger* (»Manessische«) *Liederhandschrift*, fingieren die beiden Lehrgedichte ein Gespräch zwischen Vater und Sohn bzw. Mutter und Tochter mit gänzlich unterschiedlicher Ausrichtung. Im ersten Teil des »Winsbecke« streift der Vater alle für das Leben eines jungen Adligen relevanten Themen: Von einem anfänglichen »memento mori« spannt sich der Bogen über die Ermahnungen zur Gottesliebe und zum Respekt vor den Geistlichen bis zu Fragen von Liebe und Ehe. Dazu treten Unterweisungen für den Turnierkampf und praktisch-ethische Anweisungen, wie die Warnung vor Untreue und »hochvart«, vor einem lockeren Lebenswandel. – Der zweite Teil, die Antwort des Sohnes, konfrontiert diese Vorstellungen mit einem Gegenentwurf, der nicht an der feudaladeligen Alltagswelt, sondern vielmehr an einem christlich-spirituellen, monastischen Modell orientiert ist, so daß innerhalb des zweiteiligen Lehrgesprächs Vater und Sohn diese beiden entgegengesetzten und dennoch als Möglichkeiten adeliger Existenz grundsätzlich denkbaren Lebensentwürfe verhandeln. Auch wenn der Vater die Position des Sohnes zuletzt übernimmt, von seinem Besitz ein »spitäl« für die Armen errichten und mit dem Sohn dort in Zukunft ein geistliches Leben führen will (Str. 80), bleibt seine Autorität gewahrt, die ritterlich-höfische Lebensführung auf der Basis von »guot«, »zuht« und »milte«, wie sie in seinen Lehren empfohlen wird, bleibt eine denkbare Alternative zum – innerhalb des übergeordneten christlichen Weltbildes zwangsläufig höher einzuschätzenden – geistlichen Leben.

Hingegen gilt die »Winsbeckin«, also das Gespräch zwischen Mutter und Tochter, so gut wie ausschließlich den Fragen der *rehten* Minnepraxis und nimmt damit voraus, was vor allem im ausgehenden Mittelalter und in der (Frühen) Neuzeit zu einem zentralen Merkmal der didaktischen Literatur für Frauen und Mädchen werden sollte: die Konzentration auf Fragen von Liebe

Abbildung 1
Die Winsbeckin. Manessische Liederhandschrift, um 1310.

und Ehe. In rascher Dialogfolge steuern Mutter und Tochter nach den gegenseitigen Versicherungen mütterlicher Liebe und töchterlichen Gehorsams auf das scheinbar einzig relevante Problem zu: die Bewahrung des »guten Rufs« der Tochter bei gleichzeitiger gesellschaftlicher Präsenz, wie sie notwendige Voraussetzung dafür ist, einen geeigneten Heiratskandidaten zu finden sowie das Erkennen und den richtigen Umgang mit den Symptomen der Minne.¹⁰ Aufgrund ihrer Vorgaben oszillieren die Rollen von Tochter und Mutter zwischen den Polen der (sexuell unerfahrenen) Jungen, die sich der Macht der Minne verweigern will, und der Rolle der erfahrenen Alten, die nur zu gut weiß, daß auch die Tochter sich dem traditionellen weiblichen Lebensmodell von Ehe und Kinderaufzucht nicht entziehen können wird und die vielmehr ihre Aufgabe darin zu sehen scheint, die nächste Generation möglichst reibungslos für diese Rolle vorzubereiten.¹¹ Während im »Winsbecken« zumindest zwei mögliche Lebensmodelle für den jungen männlichen Adeligen verhandelt werden, kennt die »Winsbeckin« nur ein einziges, das mit entsprechendem Nachdruck propagiert wird – ein Umstand, der einmal mehr auf die Diskrepanz zwischen Literatur und Alltagsrealität hinweisen sollte, denn zumindest als Ausweich- und Zwischenstation vor oder nach der Ehe bzw. zwischen verschiedenen Eheschließungen war das Klosterleben für weibliche Angehörige des Adels eine häufig anzutreffende Alternative und jedenfalls von gleich großer Bedeutung wie für die männliche Jugend.

Sicherlich treffen in diesem Zusammenhang die Beobachtungen von Ann Marie Rasmussen zu, denen zufolge »die Frauen in der ›Winsbeckin‹ () ein patriarchales Ideal der Weiblichkeit (inszenieren), das Kontinuität und Einigkeit auf Kosten der Individuation und Differenzierung garantieren soll; ... ein Ideal, das die Mütter zur Reproduktion ihrer eigenen Unterordnung anhält und den Töchtern die Nachahmung der mütterlichen Kollaboration vorschreibt«.¹² Als problematisch erscheinen jedoch die damit indirekt zum Ausdruck gebrachten Wertigkeiten und die zugleich evozierte Vorstellung, daß dies nur für die Frauenrollen, nicht aber für die gleichzeitigen didaktischen Entwürfe von Männerrollen zutreffen sollte. Es ist vielmehr Kennzeichen der mittelalterlichen (und, was die Kontinuität bis zum heutigen Tag angeht, der christlichen) Didaxe, daß es eben nicht um Individuation und schon gar nicht um Entfaltungsmöglichkeiten für das (männliche) Individuum im Sinne des 19. und 20. Jahrhunderts geht; nicht um Veränderung von gesellschaftlichen Rollen, sondern vielmehr um Bewahrung (tatsächlicher oder präsupponierter) kollektiver Werte: Praktisch alle moralisch-didaktischen Schriften kritisieren scharf den sozialen Aufstieg, das Verlassen des von Gott mit der Geburt zugewiesenen sozialen »ordo«, und die Geschlechterrollen sind Teil dieser Vorstellung. Auch für Männer gilt daher, daß Gehorsam und Unterordnung wesent-

liche Bestandteile des eingeforderten Rollenverhaltens ausmachen: Gehorsam gegenüber den Forderungen der christlichen Lehre sowie der kirchlichen und weltlichen Autoritäten, Ehrerbietung und (freiwillige) Unterwerfung gegenüber Frauen, speziell den Müttern und Ehegattinnen; Häuslichkeit (im Sinne der Verkörperung der Ideale des »pater familias«) und Freigiebigkeit (»milte«), sexuelle Enthaltbarkeit (»kiusche«) außerhalb der Ehe und moralisch-ethische Beständigkeit (»staete«) – dies sind die Eckpfosten der Unterweisung für junge Männer, wie sie etwa auch der Vater im »Winsbecken« seinem Sohne zuteil werden läßt. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß es einen wesentlichen qualitativen Unterschied im geforderten Rollenverhalten gibt, dessen Ursachen primär in der grundsätzlichen, theologisch-philosophisch prästendierten wie juristisch-alltagsweltlich manifestierten Ungleichheit der Geschlechter liegen. Dazu kommt noch, daß jungen Männern mittels der (literarischen) Unterweisung auch Hilfestellungen für ihren zukünftigen »beruflichen« Alltag als Angehörige der militärischen und politischen Führungsschicht angeboten werden – sei es über Ratschläge zum korrekten Verhalten gegenüber Älteren bzw. Vorgesetzten (»wîsen«) oder familiär-politisch Verbündeten (»vriunden«), sei es über konkrete Anweisungen zum »Ritterberuf« (so zum korrekten Einsatz von Lanze und Pferd im Tjost, vgl. Winsbecke Str. 21). Für Frauen und Mädchen hingegen gibt es den moralisch-didaktischen Texten zufolge eine einzige Existenzform, die zugleich eben »Beruf« ist und deren einzelne Phasen fließend ineinander übergehen sollen: Das junge Mädchen soll heranwachsen in dem Bemühen, ein begehrtes Heiratsobjekt und damit zukünftig eine gute (was selbstverständlich impliziert: gehorsame) Gattin, *Hausherrin*¹³ und Mutter¹⁴ zu werden.

EXKURS: »EHELEHRE« IM MITTELALTER

An dieser Stelle soll einiges Grundsätzliche zum Bereich der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ehe-Literatur angemerkt sein. Die Zahl der pragmatischen (und natürlich auch der fiktionalen) Texte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, die diesem Thema gewidmet sind, ist fast unüberschaubar¹⁵ und reicht, um nur die bekanntesten Exponenten zu nennen, von Berthold von Regensburg bis zu Martin Luther, von Markus von Weida und Hieronymus Emser bis zu Brunos Übersetzung von Vives' *De institutione feminae christianae* und Albrechts von Eyb Überlegungen, ob *einem manne sey zunemen ein eelichs weyb oder nicht*. Dabei gilt bis Luther als Voraussetzung, daß dem jungen Mädchen zwei Möglichkeiten der Lebensentscheidung

offenstehen, nämlich die Wahl zwischen Ehe oder Kloster; danach entfällt selbst diese geringe Wahlmöglichkeit: »Denn ein Weibsbild ist nicht geschaffen, Jungfrau zu sein, sondern Kinder zu tragen ...«. ¹⁶

Inhaltlich weisen die unterschiedlichen Textsorten wie Ehespiegel, Ehezuchten, Ehetraktate und Ehepredigten deutliche Gemeinsamkeiten auf, dies durchaus auch über die konfessionellen Grenzen hinweg. So stehen immer wieder die verschiedenen Ehehindernisse, v. a. im Hinblick auf den Verwandtschaftsgrad der Brautleute, zur Diskussion, ebenso wie die gegenseitigen Pflichten und Rechte der beiden Partner oder die akzeptierten bzw. abzulehnenden Formen und Zeiten der Ausübung ehelicher Sexualität. Obgleich sich die meisten Verfasser einer so verschlüsselten Formulierung sexueller Tatbestände befleißigen, daß das Gemeinte für viele der zeitgenössischen RezipientInnen wohl dunkel geblieben sein dürfte, mögen die eine oder der andere erst durch diese als Abschreckung intendierten Äußerungen auf »unerlaubte« Ideen gekommen sein. ¹⁷

Zwar gilt das Recht auf »bezahlung der ehlichen werck« grundsätzlich für beide Geschlechter, doch wird der Fall des Nichteinverständnisses bezeichnenderweise zumeist nur für die Frauen präzisiert: So hält es Markus von Weida etwa für eine Todsünde, wenn Frauen in der Zeit ihrer Menstruation sexuelles Verlangen äußern bzw. ihren Männern gegenüber durchsetzen: Wenn freilich ihr Ehemann in dieser Zeit *gegen* ihren Willen Geschlechtsverkehr fordert, hat sie diesem Wunsch nachzukommen. ¹⁸ Die Gefahr, daß durch die sexuelle Verweigerung der Ehefrau der Mann in die Arme einer anderen Frau, womöglich gar einer Prostituierten, getrieben werden könnte, wird als so hoch eingeschätzt, daß grundsätzlich Bertholds Empfehlung gilt: »Bevor du ihn zu einer andern gehen läßt, sei es in der Weihnachts- oder Karfreitagsnacht, siehe, so folge seinem Willen mit traurigem Herzen.« ¹⁹

Die Schizophrenie des christlichen Frauenbildes wird gerade in dieser Hinsicht mehr als deutlich: Einerseits seit ihrer Urmutter Eva Sinnbild der Verführung und des Verderbens, wird den Frauen andererseits in Hinblick auf die Domestizierung ihrer Sinnlichkeit und damit zugleich als Erzieherinnen ihrer Ehemänner durchaus größeres Vertrauen entgegengebracht als diesen. Um nochmals Berthold von Regensburg zu zitieren: »Ihr Frauen, ich weiß gut, daß Ihr mir viel mehr gehorcht als Eure Männer. Wir sehen oft, daß die Frauen sehr viel keuscher sind als die Männer ...«. ²⁰

Lassen die ehedidaktischen Schriften insgesamt keinen Zweifel an der Notwendigkeit einer vollständigen Unterordnung der Ehefrau unter die (berechtigten oder unberechtigten) Wünsche und Anforderungen ihres Gatten, so gilt zum anderen, daß auch für die Männer die Ehe als die von Gott gewollte und

deshalb allein sinnstiftende Form der Lebensführung propagiert wird (vorläufig wie auch bei den Frauen mit Ausnahme jener Auserwählten, die tatsächlich auf Sexualität verzichten und ein geistliches Leben führen können). Trotz der grundsätzlichen Bestätigung ihrer Machtposition werden die Ehemänner dazu aufgerufen, diese Macht nicht zu mißbrauchen, den Wünschen ihrer Frauen nach Möglichkeit entgegenzukommen, ihren Besitz zu wahren und nicht mit anderen Frauen durchzubringen, sie (und die gemeinsamen Kinder) nicht zu verprügeln, kurz: ihre Persönlichkeit zu respektieren, soweit Frauen im Rahmen des christlich-mittelalterlichen Weltbildes eine solche eigenständige Persönlichkeit eben überhaupt zugesprochen wird. In diesem (eingeschränkten) Sinne bieten die Ehelehren auch einen gewissen Schutz für Frauen, dies nicht zuletzt durch ihre Propagierung der öffentlichen Eheschließung unter kirchlicher Aufsicht als einzig möglicher Eheform.²¹

Daß moralische Unterweisung auch im ausgehenden Mittelalter Gegenstand von Spott und Satire werden konnten, zeigen jene Strophen, die den »Winsbecken« parodieren. Hier empfiehlt der Sprecher, die Rolle des Vaters imitierend, dem *kint* gerade das Gegenteil von gutem Verhalten: Aggressivität und Provokation, Verletzen der Anstandsregeln, Feigheit im Kampf, Trinken, Würfelspiel usw. Zur »Winsbeckin« überliefert die Handschrift J (Ms. germ. fol. 474) zwar keine Parodie, immerhin aber zwei nur hier erhaltene Zusatzstrophen, deren eine heftige Kritik an jenen »Meistern« übt, die das Verhalten von Frauen beurteilen wollen, ohne selbst nach den entsprechenden Lehren leben zu wollen. »Wir adeligen Frauen haben nun mehr Lehrmeister zur Verfügung, als sie die *mâze* (die Mäßigung, das Maßhalten) schuldig wäre. Ihre Rute hat einst die Besten erzogen: Nun sind wir von den Ruten vieler Leute umgeben, die selbst über keinerlei höfischen Anstand verfügen. Es kränkt mich, daß derjenige, der selbst keine drei Fuß weit mit höfischem Anstand (durch)messen kann, den adeligen Frauen mit seinen unausgereiften (Moral)Vorstellungen ihr Leben beurteilen will: von dieser Art Meisterschaft gibt es allzu viel.«²²

»Lautere« Lehre für ein gottgefälliges Leben zu vermitteln – das jedenfalls ist Anliegen der drei didaktischen Großwerke des 13. Jahrhunderts: Thomasins von Zerklære *Wälschem Gast*, Freidanks *Bescheidenheit* und Hugos von Trimberg *Renner*. Alle drei wenden sich an die »edeln kint«, wohl grundsätzlich im Sinne von »beidiu wîp unde man« (*Wälscher Gast*. v. 27), wobei in den weitaus größeren Passagen Frauen und Mädchen wohl allenfalls mitgemeint, nicht aber explizit angesprochen sind. Dennoch finden sich immer wieder Abschnitte, die direkt auf die Unterweisung eines weiblichen Publikums abzielen.

Der Wälsche Gast

Unter außergewöhnlichen Bedingungen entstand der *Wälsche Gast*: geschrieben von einem italienischen Kleriker namens Thomasin am Hofe des Patriarchen von Aquileja und von Anfang an bestimmt zur Belehrung und Bildung des deutschsprachigen Adels.²³ Das Werk beinhaltet in eher loser Folge Ermahnungen zum richtigen Verhalten, abgestimmt auf die drei Stände (der Adelligen, Nicht-Adelligen und Geistlichen): Dazu gehören Klagen über den sittlichen Verfall der Welt, theologische Erörterungen, Tugend- und Herrschaftslehre. Mit den Anleitungen zum höfischen Verhalten für Männer und Frauen entwirft Thomasin aber auch – wohl zum ersten Mal in deutscher Sprache – jene Erwartungshaltungen und Stereotypen, die in einer über die Jahrhunderte fortschreitenden und fortgeschriebenen Verfestigung scheinbar unabdingbare Bestandteile der Geschlechterrollen werden sollten. Mit ihnen wird dem weiblichen Körper mit Hilfe der literarischen Inszenierung ein enges Korsett von Regulierungen übergestülpt, das ihn – und in der Folge mit dem Körper die weibliche Emotionalität und Intellektualität – als einen Sonderfall kennzeichnet, als die Abweichung von der (männlichen) Norm, als ›das Andere‹.²⁴ Nur scheinbar paradoxerweise ist das primäre Ziel dieser Strategie das schrittweise Verhüllen, das Ruhigstellen, ja das Unsichtbar- und Unhörbarmachen dieses ›anderen‹ Körpers. – Ich entnehme die folgenden Belege Thomasins *Wälschem Gast*; sie sind jedoch aus anderen Quellen beliebig erweiterbar. »Eine junge Dame soll sanft und nicht laut sprechen. Der höfische Anstand verbietet es, daß Damen beim Sitzen die Beine überschlagen. Eine Dame soll niemals schnell gehen noch große Schritte machen. Sie soll sich, wenn sie reitet, zum Kopf des Pferdes wenden und nicht etwa schräg sitzen. Eine Dame soll, wenn sie reitet, ebenso nicht ihre Hand aus ihrem Gewand herausstrecken; sie soll ihre Augen und ihren Kopf ruhig halten, das sollt Ihr glauben. Wenn eine Dame den höfischen Anstand bewahren will, soll sie nicht ohne Mantel ausgehen. Sie soll ihren Mantel zusammenhalten, wenn sie darunter kein langes Oberkleid trägt. Wenn sie eine Stelle ihres Körpers unbedeckt sehen läßt, verstößt das völlig gegen den Anstand. – Es scheint mir, daß eine Dame nicht hinter sich sehen soll. Sie soll geradeaus gehen und sich nicht umsehen; sie möge auch an ihre höfische Erziehung denken, wenn sie irgendeinen Lärm hört. Ein junges adeliges Mädchen soll überhaupt nicht viel sprechen, wenn sie mir Glauben schenkt, und vor allem soll sie nichts sagen, wenn sie ißt, das mögt Ihr wissen. – Eine Dame verfügt in diesem Sinne über genügend Verstand, daß sie sich höfisch und manierlich verhalte und auch ein angenehmes Wesen zeige durch schöne Rede und keusche Gesinnung. Wenn sie darüber hinaus noch zusätzlich über Verstand und Bildung verfügt, so möge

sie soviel Anstand und Unterweisung haben, daß sie nicht zeige, wieviel Verstand sie besitzt: Man will sie ja (schließlich) nicht als Obrigkeit. Ein Mann soll vielerlei Erkenntnisse und Künste beherrschen: Der Anstand der höfischen Dame verlangt, daß eine Dame, die tüchtig und vornehm ist, nicht viel von Wissenschaft/Kunst versteht: Einfachheit paßt gut zu höfischen Damen. – Ich lehrte auch, was eine Dame von ihrem Freund als Geschenk annehmen darf: Handschuh, Spiegel, Ring, Spange, Kranz, Blumen. – Ich lehrte, daß keine tüchtige Frau sich/ihren Körper von einem Mann berühren lassen soll, der kein Anrecht darauf hat.«²⁵

Als Stationen auf diesem Weg der Be-Schreibung des weiblichen Körpers und seines adäquaten Verhaltens zeichnen sich also ab:

- die Ver-Hüllung des Körpers durch Kleidung (deren Auswirkungen viel weitreichender sind als auf den ersten Blick ersichtlich: Einschränkung der Wahrnehmungs- und Bewegungsfreiheit etc. – In der Folge werden sozial tolerierte Geschenke (›Gaben‹) auf diesen weiblichen Körper, seine Verhüllung und seinen Schmuck reduziert);
- die räumliche Einschränkung (das Verbot des Zu- und Angreifens, das Lauf-Verbot, das andere Formen der raschen Fortbewegung, z. B. beim Reiten, inkludiert das Verbot der Er-Fahrung);²⁶
- die sensuelle Einschränkung (leises Reden bis zum Rede-Verbot, Hör- und Seh-Verbot).

Daraus resultiert in logischer Konsequenz eine intellektuelle Einschränkung (durch die Reduktion der gesellschaftlichen Anforderungen wie durch die im umfassendsten Sinne reduzierte Mobilität) bzw. die Forderung nach Unsichtbarmachen des (trotzdem noch vorhandenen) Intellekts: Das adelige Mädchen, die adelige Dame »darf ihre Situation in der Öffentlichkeit nicht selbständig interpretieren, sie soll sich im Sinne eines vorgegebenen Verhaltenscodes bewegen, in dem sich die gültigen Ordnungsvorstellungen immer schon abbilden.«²⁷

Es lohnt, die oben zitierten Passagen des *Wälschen Gast* mit jenen zu vergleichen, die speziell dem Verhalten jüngerer und/oder in der gesellschaftlichen Hierarchie noch nicht etablierter Männer gelten. Hier werden zwei Bezugspunkte deutlich: zum einen – in Relation zum Ganzen eher marginal – das korrekte Verhalten gegenüber Frauen (junge Männer sollen nicht reiten, wenn eine Dame zu Fuß geht, v. 420; sie sollen vermeiden, reitende Damen zu erschrecken, v. 425; sie sollen Frauen nicht durch Geschenke zu erkaufen suchen, v. 1243 ff.; sie werden gewarnt davor, allein auf die körperliche Schönheit einer Frau zu achten, v. 995 und 1304; usw.); zum anderen das korrekte Verhalten gegenüber anderen/älteren Männern und männlichen/institutionellen Autoritäten (junge Männer sollen die Ratschläge (älterer, erfahrener) Män-

ner befolgen, v. 407 ff.; sie sollen nicht auf einer Bank stehen, an der ein Ritter sitzt, v. 413; sie sollen grundsätzlich die körperliche Distanz gegenüber Höhergestellten wahren, d. h. sie nicht berühren, gar kollegial auf die Schulter klopfen, v. 447; sie sollen als Fürsten und Adelige Vorbild für alle anderen sein, vgl. dazu das 2. Buch, v. 1707 ff.). – In einer direkten Gegenüberstellung werden den beiden Geschlechtern darüber hinaus zentrale höfische Werte in differenzierter Form zugeordnet: »Falschheit steht niemandem gut: Eine Dame soll sich vor Falschheit mehr behüten als ein Mann; Falschheit paßt noch schlechter zu den adeligen Damen. Freigebigkeit hingegen sollten alle Leute üben: Jede Dame soll freigebig sein, doch Mildtätigkeit paßt noch mehr zu den Rittern als zu den Damen, das sollt Ihr wissen. Demut paßt zu beiden Geschlechtern; Ritter und Dame sollten demütig sein, doch Demut steht den Damen noch besser an, weil ihre Güte mit dieser Tugend geziert sein sollte sowohl in der Jugend wie auch im Alter. Zum Ritter paßt Tüchtigkeit gut, zu den adeligen Damen Treue und Wahrheit(sliebe). Der ängstliche Ritter taugt nichts, ebenso eine falsche Frau. Ein böser Ritter hat keine Ehre, eine törichte Frau keine wahre Güte. Bosheit/niedrige Gesinnung passen nicht zu einem Ritter; eine Dame soll sich vor Unbeständigkeit, Untreue und vor Hochmut in acht nehmen, das ist gut.«²⁸

Zur weiblichen Kardinaltugend erklärt Thomasin die »staete«, also die (moralisch-ethische) Beständigkeit/Verlässlichkeit, wenn er auch durchaus die Notwendigkeit gegenseitiger sexueller Treue betont und Männer davor warnt, ihre Frauen zum Objekt ständiger Überwachung (durch die »huote«) zu degradieren (v. 4039 ff.).

Daß literarische Vorbilder schon im Mittelalter erheblichen Einfluß auf junge Mädchen und junge Männer ausüben konnten, wird an einem Namenskatalog deutlich, der im wesentlichen Figuren aus dem Bereich des antiken und des mittelalterlich-höfischen Romans zitiert: So sollen u. a. Andromache, Penelope, Enite, Blanscheflor den Mädchen, den Knaben hingegen Gawein, Cliges, Erec, Iwein, Artus, Karl und Alexander als Leitfiguren dienen, freilich nur, solange sie derlei Vorbilder benötigen. Erwachsene, die »zu Verstand gekommen sind« (v. 1081 ff.), sollen den Umgang mit fiktionaler Literatur »überwinden.«²⁹ Um keinen falschen Eindruck entstehen zu lassen: Es ist im engeren Sinn nur das erste der insgesamt zehn Bücher des *Wälschen Gast*, das sich mit diesen Fragestellungen beschäftigt. Die restlichen 13000 Verse gelten im wesentlichen den bereits erwähnten Themen: dem korrekten Verhalten von Fürsten und Geistlichen als adeliger Führungsschicht, dem Plädoyer für *staete* und *mâze* und für die Notwendigkeit der Rechtspflege, der Verpflichtung des Adels zur *milte*, die nicht nur bei Thomasin zu *der adeligen Tugend* schlechthin avanciert.

Freidanks Bescheidenheit

Zu einer der am meisten zitierten Autoritäten im Bereich der mittelalterlichen Didaxe zählt eine Sammlung von sentenzhaften vierhebigen Reimpaaren, die unter dem Titel *Bescheidenheit* (= Bescheid-Wissen) einem Autor mit dem Namen »Freidank« zugeschrieben werden.³⁰ Wahrscheinlich zwischen 1215 und 1230 entstanden, reicht die Überlieferung vom 13. bis ins 16. Jahrhundert. Rasche Wechsel von Form (epigrammatische Zweizeiler und längere sentenzhafte Abschnitte) und Inhalten kennzeichnen das Werk. Für unsere Fragestellung von Interesse sind insbesondere jene Passagen, die der moralischen Beurteilung von Frauen wie der Beziehung zwischen den Geschlechtern im allgemeinen gelten. Ähnlich wie zuvor schon das Verhalten von Obrigkeit und Geistlichkeit in entlarvender Weise parodiert und die Besitzgier der Reichen ebenso wie die Herrschsucht und Habgier des Papstes gegeißelt werden, so fordern diese Sprüche nachdrücklich gleiche Maßstäbe in der moralischen Beurteilung von Frauen und Männern, ohne zugleich die unheimliche Differenz, die ›Fremdheit‹ zwischen den Geschlechtern zu verkennen: »Wie vertraut man auch mit Frauen sein mag, da bleibt doch (das Gefühl) große(r) Fremdheit dabei. – Wer sich darauf versteht, die Tugenden der Frauen zu erkennen, weiß, daß sie vornehmer/von höherer Qualität sind als die Männer. Sie schämen sich für viele Fehler, auf die ein Mann gar nicht achtet. Ein Mann gewinnt durch vieles Ehre, das einer guten Frau schlecht ansteht. – Wenn eine Frau eine Untat verübt, von der ein Mann tausend getan hat, so will er für diese Ehre haben, ihre Ehre aber soll verwirkt sein. Das ist ein ungleiches Spiel: Gott will solches Recht nicht haben.«³¹

Ebenso deutlich wird für jene Frauen Partei ergriffen, die sich aufgrund von Armut prostituieren (103,21 ff.), wird Ehebruch (und zwar durchaus auch männlicher Ehebruch) verurteilt (99,23 f.; 105,1 f.). Neben dieser geradezu modern wirkenden Sozial- und Beziehungskritik finden sich übergangslos Sprüche, deren Witz an Chauvinismus nichts zu wünschen übrig läßt: »Angenehmer noch wäre die Haut eines Igels im Bett als eine widerwärtige Braut.«³²

Da Spott und Ironie jedoch dem (falschen) Verhalten *beider* Geschlechter gelten und männliches wie weibliches Verhalten weitgehend nach den gleichen Kriterien beurteilt werden, versucht Freidanks *Bescheidenheit* tatsächlich, den eigenen, oben zitierten Maßstäben gerecht zu werden. Während in der gleichzeitigen misogynen Tradition (bis hin zum *Hexenhammer*) der Name »Frau«/»femina« etymologisch erklärt wird als Bezeichnung für diejenige, die weniger an Glauben (*fide minus*) – an Gott nämlich – besitze als der Mann, so leitet Freidank den Begriff vielmehr ab von dem Wort ›Freude‹ und leistet so einen frühen, optimistischen Gegenentwurf: »(Der Begriff) (adelige) ›Frau«

kommt von (dem Wort) ›Freude‹: Die von ihnen ausgehende Freude erfreut alle Länder; wie gut derjenige die Freude kannte, der sie zuerst ›Frauen‹ genannt hat.«³³

Der Renner

Zugleich den Abschluß und Höhepunkt der Lehrdichtung des 13. Jahrhunderts bildet ein Kompendium von mehr als 24.000 Versen, geschrieben von dem Bamberger Schulmeister Hugo von Trimberg: *Der Renner*, so genannt von dem spätmittelalterlichen Literaturfreund und -sammler Michael de Leone, der mit dem Titel den assoziativen Wechsel von einem Thema zum anderen, die immer wiederkehrende Wiederholung des bereits zuvor Gesagten, den suggestiven Eifer des Erzählers kennzeichnen wollte, der – nach seinen eigenen Worten – von seinem Pegasus stets weiter getragen wird, als er selbst es will, und der dabei nicht zuletzt durch sein Streben nach religiöser, theologischer Einsicht angetrieben wird (»Nu sül wir aber vürbaz rennen / und unsern herren baz erkennen«, v. 9430). – Der vielstrapazierte Begriff »bürgerlich« taugt wenig zur Charakterisierung von Inhalt und Intention des *Renner*. Geltung besitzt nach wie vor die gesellschaftliche Trias von Rittertum, Geistlichkeit und ›Bauernschaft‹, wobei der geistlichen und weltlichen Führungsschicht Vorbildlichkeit in jeder Hinsicht abverlangt und eben deshalb harte Kritik an ihrem tatsächlichen Verhalten geübt wird. Das ›Frauenbild‹ des *Renner* ist erheblich stärker von kirchlichen Vorgaben geprägt und verurteilt schon in den einleitenden Versen »Von den Meiden«³⁴ scharf den Wunsch der unbeständigen jungen Mädchen – toposgerecht mit *kurze(m) muot und lange(m) hâr* –, ihren Ehepartner selbständig wählen zu dürfen, zumal es ihnen dafür an allen Voraussetzungen fehle oder sie gar unberufen Kritik an den männlichen Bewerbern üben: »Dieser ist kurz, jener ist lang; der eine bärtig und alt, der andere jung und häßlich; dieser ist mager und schmal, der ist fett, jener kahl ...«³⁵

Eben diese jungen Mädchen ereilt der besondere Tadel des Erzählers in zwei Punkten, die in der Folge bis in die Neuzeit als Bestandteil männlicher Kritik an Frauen immer wiederkehren: Dies betrifft den angeblichen weiblichen Hang zur Eitelkeit und, damit Hand in Hand gehend, das Interesse für das Wechselspiel – die ›Torheiten‹ – der Mode (über die uns nicht zuletzt eben die moralisch-didaktischen Schriften mit wichtigen Details versorgen, was wohl kaum in der Intention ihrer Verfasser gelegen haben dürfte). Insbesondere entzündet sich das Mißfallen im *Renner* an der Präsentation der verschiedenen Haarprachten und Kleidungsstücke sowie an der mangelnden Bereitschaft der

Mädchen, sich (und ihre diversen modischen Errungenschaften) züchtig zu bedecken. »Diejenige, die vorn ihr Haupt neigen sollte, die muß den Leuten ihren Nacken zeigen, (um zu demonstrieren,) wie schöne Haare und Zöpfe sie habe, die über den Nacken hinabreichen: So sind die blonden Locken daran schuld, daß sie vorne aufgerichtet wie ein kleiner Rehbock daherkommt. – Viele von ihnen benehmen sich, als ob sie verrückt seien, wenn sie das Kleid mit der Schleppe vorn ansehen: »Nun her da, wer will denn da irgend etwas davon?« Wenn sie Mäntel oder Tücher anhätten, wie sollten denn die jungen Männer auf den Achseln die Wappen/Bilder sehen, deren Glanz der Liebhaber erblicken sollte? Und auch die Schnur ihres *pater noster*, die oft ohne irgendeine Andacht durch die Finger glitt, sooft sie den sah, um dessen Liebe es ihr viel mehr zu tun war als um die Liebe Gottes?«³⁶

Auch wenn die Art der Kritik dazu angetan ist, wenigstens bei heutigen LeserInnen Heiterkeit auszulösen, sind die (zeitgenössischen) Nebenwirkungen nicht gering zu schätzen, geht es doch um nicht weniger als ein Verbot, zu dessen langfristigen Konsequenzen es zählt, das Gefühl des Stolzes auf den geschmückten, schönen Körper zu desavouieren. Selbstverständlich richtet sich der Tadel der mittelalterlichen und neuzeitlichen Didaktiker nicht gegen diese Form eines (weiblichen) »Selbstwertgefühls«, zumal kaum vorstellbar gewesen sein dürfte, daß Frauen und Mädchen sich womöglich gar für sich selbst schmücken könnten. Vielmehr sehen sie darin einen Versuch der Frauen, ihre Rolle als sexuelle Verführerin des Mannes in der Nachfolge der Urmutter Eva zu verstärken. Die Aufgabe der Didaxe hingegen liegt eben darin, die Männer vor den schlechten Frauen zu bewahren, wie Hugo in gut alttestamentarischer Tradition zu formulieren weiß: »Kaum wird dem Hilfe gegen sein Leiden zuteil, der eine schlechte (Ehe-)Frau genommen hat. Denn nie war ein Tier schlimmer als eine schlechte Frau ...«³⁷

So kommt es denn nicht unerwartet, wenn die vierte »distinctio« des *Renner*, die u. a. der Kritik an der Unkeuschheit,³⁸ der Lust der Frauen an Kleidung und Schmuck sowie der Kritik am Tanzen gewidmet ist, im wesentlichen mit dem Fehlverhalten des weiblichen Geschlechts abrechnet. Einmal gilt Demut (nach dem Vorbild der Gottesmutter Maria) als die eigentliche weibliche Tugend (v. 11989 ff.), an der es freilich den Frauen nur allzu sehr fehle, ebenso wie an Scham und Schüchternheit. Es sind zum Teil geradezu anekdotisch anmutende kleine Skizzen des weiblichen bzw. ehelichen Alltags, anhand derer die Kritik des Erzählers deutlich wird: So am Verhalten jener Hausfrauen, die gerne zu verschlafen pflegen, tagsüber dann einerseits sich in Schweigen hüllen, andererseits aber auf Vorwürfe ihres Ehemannes mit einer Stimme »als ein horn« (v. 12295) antworten und sich dann noch zu ihrer Pflege ein Huhn braten und Wein wärmen lassen (v. 12281 ff.); oder aber an dem hü-

schen *Aperçue* über die weibliche Fähigkeit, sich aus einer ungepflegten Erscheinung innerhalb kürzester Zeit in eine Göttin an Schönheit zu verwandeln: Könnte ein Roßtäuscher, so Hugo, seine Pferde ebenso rasch verändern, würde er für eines so viel bekommen wie sonst für vier (v. 12315 ff.). Die Kritik an weiblicher Freude und Lust am Tanz – und der dabei öffentlich zur Schau gestellten Erotik – wird hier ebenfalls zum ersten Mal in dieser Schärfe deutlich (und wird in den folgenden Jahrhunderten ebenfalls zum Standardrepertoire von Zeit- und Jugendkritik gehören): »Viele Mädchen zeigen beim Tanz viel mehr Anstand als in der Kirche.«³⁹

Doch bei allen Tadeln und Vorbehalten gegenüber den Frauen ist auch das Gegenteil präsent: Das Lob jenes Geschlechts, ohne dessen Schönheit⁴⁰ die Welt nur halb soviel an Freuden zu bieten hätte (v. 12707 f.) und das in seiner idealen Vertreterin Maria zur Erlösung der Welt beigetragen hat (vgl. den Marienpreis v. 13085 ff. sowie das Lob der »reinen vrouwen« v. 13121 ff.). In der direkten Übernahme Freidanks steht die Einschätzung der Frauen als das schamhaftere Geschlecht (v. 13074 ff.). Auch die unterlegene soziale Position der Frauen und eheliche Gewalt wird zum Thema, wenn jene wohlerzogenen jungen Mädchen bedauert werden, die mit unangenehmen Zeitgenossen (»süren schalken«) verheiratet werden (v. 12674 f.), oder wenn der *Renner* die Männer davor warnt, ihre Frauen zu schlagen, insbesondere dann, wenn sie schon hinter Tisch oder Bett zu flüchten versuchen oder gar die Kinder als Schutzschild benutzen müssen (v. 12851 ff.).

Der Ritter vom Thurn

Alle bislang besprochenen Texte nehmen innerhalb der (weltlichen) Literatur des Mittelalters bereits dadurch eine Sonderstellung ein, daß sie – sieht man von Thomasins Sonderstellung als »zweisprachiger« Autor einmal ab – wenig Rezeptionsbezug zur zeitgleichen romanischen Literatur aufweisen und daß die didaktische Literatur dieses Sprachraums erst einmal in deutscher Sprache kaum rezipiert worden ist. Eine Ausnahme bildet hingegen ein Werk, das sich exklusiv die Unterweisung von Töchtern zur Aufgabe gestellt hat und dessen Vorlage in Frankreich entstanden ist: 1372 beendete Geoffrey de La Tour Landry dort *Le Livre du Chivalier de la Tour pour l'enseignement de ses filles*, ein Werk, das immerhin in 21 Handschriften erhalten ist. Auch in der deutschsprachigen Bearbeitung durch Marquart von Stein, einem Angehörigen einer der ältesten und angesehensten Familien des Schwäbischen Feudaladels, der ab 1460 als Landvogt die Grafschaft Mompelgard verwaltete, wurde das Werk ein großer Erfolg: Zwischen 1493 und 1593 erschienen allein zehn

Auflagen des Werkes im Druck, dazu kamen weitere in den Jahren 1680, 1682 und 1850. Die einschneidendste Veränderung im Sinne einer protestantischen Bearbeitung erfuhr Marquarts Übersetzung dabei im Jahr 1538 durch Jacob Cammerlander, wobei viele jener Kurzerzählungen und Exempel gestrichen wurden, die Marquart aus seiner französischen Vorlage mitübersetzt hatte und die beispielsweise berühmte Frauen des zeitgenössischen Frankreichs als weibliche Vorbilder darstellten.⁴¹ Denn, so die Entstehungsfiktion des Prologs, Wunsch des Vaters sei es gewesen, aus »der byblen / ouch in den kronicken von Franckrich / von Egypten / von Engelland« von zwei Geistlichen und zwei eigens dafür engagierten Schreibern »die besten exempel« herauszunehmen und in zwei Büchern zusammenstellen zu lassen: »eins seinen sünen / das ander seinen toechtern zuo underweisung«. – Seinen spezifischen Charakter erhält der *Ritter vom Thurn* daher durch den raschen Wechsel kurzer Erzählungen, also fiktionaler Texte, mit didaktischen Partien, häufig einer direkt anschließenden oder vorausgehenden *moralisatio*, die die Nutzenanwendung des Erzählten unterstreichen soll. Was an diesen Erzählungen besonders erstaunt, die zu einem guten Teil nicht nur hier, sondern in vielen Erzählensammlungen des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit mit geringfügigen Veränderungen zu finden sind, ist die Absenz weiblichen Alltags. Anstandsregeln, wie sie etwa bei Thomasin aufscheinen, sind spärlich gesät; sie treten eher verdeckt auf, wenn etwa der Erzähler seine eigene Abneigung gegenüber redegewandten Mädchen thematisiert oder berichtet, wie ein allzu lebhaftes und eloquentes junges Mädchen ihre Heiratschance verspielt. Während im gleichzeitigen höfischen Roman selbständige, intellektuell den männlichen Partnern zumindest gleichrangige Protagonistinnen dominieren und auch in den eben vorgestellten didaktischen Werken ein Mindestmaß an Akzeptanz und Achtung gegenüber Frauen gefordert wird, entwickelt der *Ritter vom Thurn* ein bedrückendes Szenario von Weiblichkeits- \rightarrow Idealen, zu deren Eckpfeilern die vollständige Unterwerfung gegenüber dem Ehemann und Furcht zählen, Furcht vor den allgegenwärtigen Instanzen väterlicher Autorität, die weibliches Verhalten kontrollieren, belohnen oder aber – viel öfter – bestrafen: durch öffentliche Bloßstellung und den Verlust der Reputation. Letztere geht mit dem Verlust der Chancen auf einen zukünftigen Ehemann einher – und selbstverständlich ist das Leben als Ehefrau und Mutter der einzige Lebensentwurf, der weibliche Existenz überhaupt rechtfertigen und ihre Erfüllung garantieren kann. Strafe ist auch die (körperliche) Züchtigung durch den Ehemann, durch Gott oder öfter durch den Teufel, der in seiner harmlosesten Erscheinungsform eitlen Frauen aus dem Spiegel entgegenlacht oder aber gleich bei ihrem Ableben deutlich macht, daß sie durch falschen Lebenswandel ihre ewige Seligkeit verspielt haben (so in der Erzählung von

jenen *Frawwen / die jren lust vnd liebe an die Hunde legen*, anstatt mit ihrem Geld Arme und Waisenkinder zu unterstützen. Am Totenbett einer dieser Hundefreundinnen erscheinen *zwey kleine schwartzze Hündlin ... die jbr jren Mund vnd jre Lefftzen an jrem hinziehen schlecketen / davon er jbr so schwartz ward als ein Kol*). Verurteilt werden Naschhaftigkeit, die wiederum in engem Zusammenhang steht mit der sexuellen Lust – es wird deshalb empfohlen, jungen Mädchen scharf gewürzte Speisen, Alkohol oder auch Süßigkeiten vorzuenthalten –, Eitelkeit, Freude an modischer Kleidung und Schmuck; verurteilt werden voreheliche und außereheliche Sexualität, Ungehorsam gegenüber Eltern und Ehemann; Äußerungen von Temperament, Intelligenz und Lebenslust oder gar Versuche, sich Männern überlegen zu zeigen und sich männlichen Vorschriften zu entziehen. Empfohlen wird die ständige Überwachung junger Mädchen und Ehefrauen, um sie vor (männlichen) Übergriffen zu schützen und vor allem, um ihren guten Ruf zu wahren. Um das zentrale Anliegen durchzusetzen und jede Form vor- und außerehelicher Sexualität für die Rezipientinnen als eine Quelle von Angst und Schrecken darzustellen, entsteht gleichsam auf dem Hintergrund dieser Erzählsammlung ein Männerbild, wie es übler kaum sein könnte: Der Moral vieler Erzählungen zufolge ist Gewalt die eigentliche Form männlichen Umgangs mit Frauen, und das Thema ›Vergewaltigung‹ ist wohl nicht von ungefähr fast vom ersten bis zum letzten Kapitel präsent. In diesem Zusammenhang entstehen zwei Argumentationsketten: Zum einen sind Frauen in irgendeiner Form – und sei es durch das Unterlassen des alltäglichen Nachtgebetes o. ä. – an ihrer Vergewaltigung stets selbst (mit) Schuld, zum anderen sollten sie aus dieser Situation selbst Konsequenzen ziehen, sei es durch eigenhändige Bestrafung des Täters oder des Opfers, nämlich ihrer selbst. – Ansonsten erscheint aktives Handeln von Frauen nur dann als tragbar, wenn es um den Einsatz *für* den abwesenden Ehemann oder Sohn geht. In diesem Sinne, vor allem aber auch durch die Auswahl verschiedenster Erzählungen aus dem Alten Testament, entwirft der *Ritter vom Thurn* sehr wohl Momente eines vorbildhaften Frauenlebens, das freilich wiederum in einschlägiger Weise charakterisiert ist: durch Askese, Opferbereitschaft, Unterordnung.

In der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit entfällt – für fast alle Bereiche der weltlichen Literatur und so auch für die moralisch-didaktischen Werke – die Möglichkeit eines Vergleichs von Texten männlicher und weiblicher Autoren, wie sie für den französischen Sprachraum der gleichen Zeit etwa durch die Ausnahmeerscheinung einer Autorin wie Christine de Pizan möglich ist. Ihre Werke lassen deutlich werden, daß es für Frauen, die eine entsprechende Bildung und Selbständigkeit aufzuweisen hatten, durchaus möglich war, andere Idealbilder weiblichen

Verhaltens und weiblicher Lebensformen zu entwerfen, selbst unter der Voraussetzung einer grundsätzlichen Gültigkeit und Akzeptanz christlicher Wertvorstellungen.⁴² Auch für Christine ist es – nach dem Gebot ihrer fiktiven Auftraggeberinnen, der »*trois vertus*«: *Rayson*, *Droicture* und *Justice* – oberstes Anliegen, alle ihre Leserinnen darin zu unterweisen, Gott zu lieben und zu fürchten, und selbstverständlich legt auch Christine allen Frauen nahe, ihre Ehemänner zu akzeptieren und zu lieben, selbst dann, wenn sie ihren Vorstellungen überhaupt nicht entsprechen sollten. Doch geht es in ihren Schriften eben nicht um die Einübung in vorausseilenden Gehorsam und weibliche Unterwerfungsgesten, sondern vielmehr um die Frage, wie Frauen unter den vorgefundenen gesellschaftlichen Bedingungen dieser Zeit, also der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert, ihre jeweiligen Lebenssituationen bestmöglich meistern können: sei es als jungverheiratete oder verwitwete Adelige, als fürstliche Alleinerzieherinnen, als Ehefrauen von Kaufleuten oder Künstlern, als Bedienstete oder als Prostituierte. Nicht zu blindem Gehorsam will Christine ihre Rezipientinnen erziehen, sondern zu klugem Umgang mit (auch für sie offenbar schon) traditionell »weiblichen« Tugenden wie jenen des Vermittelns und Friedentiftens. Dazu treten jedoch wie selbstverständlich Hinweise auf eine vernünftige Organisation des Hauswesens und der Finanzen, auf die Notwendigkeit von Menschenkenntnis und Einfühlungsvermögen beim Umgang mit den (männlichen) Beratungsgremien und bei der Führung der Diensthofen. Doch bleibt es nicht dabei: Junge Baronessen tun gut daran, so Christine, sich das Herz eines Mannes (!), *le cuer d'homme*, zuzulegen und sich auch im Umgang mit Waffen entsprechende Kenntnisse anzueignen, um nötigenfalls einen militärischen Angriff oder eine Verteidigung selbst verantwortungsbewußt leiten zu können. Auch wenn Frauen männlichen Rat einholen, sollen sie dabei stets ihre eigenen Rechte im Auge behalten und durchzusetzen wissen: »Sie wird sich um gute Beratung kümmern und diese benutzen, um ihre Rechte kühn durch Recht und Vernunft zu beschützen und zu verteidigen. Sie wird vermeiden, jemanden durch eifernde und voreilige Rede zu erzürnen; sie wird ihre Sache vernünftig vertreten oder vertreten lassen vor allen in höfischer, angemessener Form, aber sie wird ihr Recht (zu) wahren (wissen)«. ⁴³

So gesehen mag es daher kein Zufall sein, daß Christines Schriften nach allem, was wir darüber wissen, zu ihrer Entstehungszeit niemals ins Deutsche übertragen worden sind. Die literarische Formulierung von Erziehungs- und Verhaltenslehren für Frauen sollte hierzulande noch lange männliches Vorrecht bleiben.